

(Nachdruck verboten.)

80

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Nur gut, daß Schäfer nicht gehorcht hatte. War es auch gerade keine allzugroße Noheit, die dem Schuster eben aus dem Stoff gesprungen, nach seiner und Franz Kranz Meinung wenigstens; so handelte es sich immerhin um einen ziemlich deutlichen Scherz, dessen Erfinder, wenn er bekannt würde, jedenfalls keinen Dank von dem Herrn Direktor ernten würde.

Als das Bier gebracht worden und die Cigarren angezündet, ging Schäfer gleich direkt auf sein Ziel los und fragte die beiden nach ihren Arbeitsverhältnissen, und wie sie mit ihrer Thätigkeit zufrieden wären.

Da sich Schäfer gesagt hatte, daß er durch die Krankenbesuche mit Magda viel gute Zeit vergeudet, wenn er wirklich hinter die Coulissen der hiesigen sozialen Zustände einen selbständigen Blick thun wollte, so lag ihm daran, nun das Versäumte durch beschleunigte Erkundigungen wieder einzuholen. Das war begreiflich, aber thöricht. Franz Kranz und Hagensdörfer nahmen sich natürlich sehr in Acht. War er doch des Direktors Freund, vielleicht von ihm geschickt, um sie auszuhorchen; und hatten sie doch noch kaum die halbe Cigarre und das erste Glas Bier hinter sich. Zwei Cigarren und drei Glas Freibier lang hätte er mindestens warten müssen. So bekam Schäfer nur die beste Auskunft im Sinne des Direktors. Die Verhältnisse wurden ihm von den beiden sogar noch viel günstiger dargestellt, als von Otto selbst. Daran merkte nun zwar Schäfer sofort, daß er es verkehrt angefangen, aber nun ließ es sich nicht mehr gut machen. Er zahlte zwar noch ein zweites Glas Bier und gab noch eine zweite Cigarre, aber er erhob sich bald, da von den beiden augenscheinlich für seine Zwecke nichts zu holen war.

Franz Kranz und Hagensdörfer sahen sich eine Weile stumm an.

Dann sagte Kranz: „Paß auf, der geht noch weiter, der Spion.“

Hagensdörfer war derselben Ansicht.

„Dem wolle mer!“ Kranz stand auf.

„Was willst du denn?“

„Ich geh em nach. Un wann er wirklich in noch e Wirtshaus geht, geb' ich de Leut' en Wink, daß se wisse, woran se sind.“

„Das is gescheit. Nach fort! Ich wart dertweil, bis de wiederkommt.“

Mürrisch stieg Schäfer wieder den Kirchberg hinunter. Daß ihm jemand folgte, merkte er nicht. Es wäre ihm auch, wenn er es gemerkt hätte, nicht weiter auffällig gewesen.

Er wollte allerdings noch in ein andres Wirtshaus und wandte sich mehr ins Dorf hinein.

Als Schäfer in das Wirtshaus der Wittve trat, nickte Franz Kranz, vergnügt über seine Schlaueit. Jetzt war es doch sonnenklar, was er wollte, warum der seine Herr sich auf einmal um sie kümmerte, was doch sonst nicht Mode ist bei den seinen Herrn.

Bei der Wittve ging es wie immer lustig zu. Der Bürgermeister war auch schon da von wegen der — Sittlichkeit.

Kaum saß Schäfer, so wurde auch schon der Bürgermeister hinausgerufen. Draußen stand Franz Kranz und instruierte ihn eifrig und in Eile über den Doktor Schäfer.

Der Bürgermeister schüttelte in seiner Freude zum Abschied Franz Kranz sogar die Hand, was sonst nicht Brauch war unter den Leuten, und trat dann mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht wieder in das Gastzimmer. Ohne daß sich Schäfer irgend etwas Schlimmes dabei dachte, nahm sich der Bürgermeister hie und da einen auf einen Augenblick beiseite, worauf derselbe sich auch mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht wieder setzte.

So kam es, daß Schäfer auch hier nichts andres hörte als Lob und Preis der Fabrik im allgemeinen und Ottos im besonderen.

Schäfer wurde innerlich immer zorniger. Was willst Du eigentlich in so einem paradiesischen Nest, wo jeder seinem

Leben und Auskommen ein Loblied nach dem andern singt. Die ganze Zeit deines Aufenthalts ist einfach zum Fenster hinaus geworfen. So 'ne Gemeinheit!

Auch dies Gasthaus verließ er bald wieder. Aber wie stets nach solchen Mißerfolgen wurde er auch heute nur hartnäckiger und eigenwilliger in seiner Absicht. Er gab es noch nicht auf. Noch einen Versuch wollte er machen. Er wandte sich zu einem der Wirtshäuser in der Hauptstraße.

Da saßen auch heute abend der Formermeister Windolf, der Magazinverwalter Claas, der Schreinermeister Haun und der Schäfer schon von den Zahnschmerzen her bekannte Plakmeister Reusch. Da Reusch ihn gleich freundlich begrüßte, wurde er auch von den andern sofort freundlich aufgenommen.

Als dann Schäfer, der doch allmählich vorsichtig geworden, nach und nach das Gespräch auf die Lage der Arbeiter brachte, erfuhr er wirklich mancherlei Wertvolles und Interessantes, wenn auch von Not auch hier nichts zu hören war. Das aber hatte darin seinen Grund, daß sich diese Leute eben alle besonders gut standen.

Er blieb hier, bis die Männer aufbrachen.

Als er wieder in die Villa kam, war Magda schon auf ihr Zimmer gegangen. Einen Augenblick stutzte Schäfer über sich selbst, als er merkte, daß ihm das gar nicht angenehm war. Ich werde doch nicht aufpassen, mich im Ernst für sie zu interessieren? Ach was! Dummheit! Es ist ja kein Wunder, daß ich mich ärgere, dieser Otto ist gar zu stumpfsinnig.

Schäfer saß äußerst ungeduldig und mißmutig auf seinem Stuhl, während Otto ihn weidlich aufzog mit seiner „Bierreise“. Dann aber gelang es ihm, einfach auf Otto nicht mehr zu hören. Um so leichter wurde ihm das, als sich plötzlich in seinem Kopf eine Scene darstellte, die er ausgezeichnet für den Roman gebrauchen konnte. Wenn der Kerl doch schwiege, dachte Schäfer und schaute angestrengt auf den Vorgang in sich. Das konnte wirklich gut werden. Nur festhalten, das war jetzt die Hauptsache. Langsam verschwand der Vorgang wieder. Sofort suchte er ihn mit dem Verstand zu rekonstruieren und freute sich, wie gut es gelang. Das ging ja prächtig! Hier und da stellte er etwas um, hier und da füllte er eine kleine Lücke aus. Wahrhaftig, diese Scene würde etwas taugen!

„Verzeih einen Augenblick, da ist mir was Famoses eingefallen, ich will's nur schnell aufschreiben oben. Gleich bin ich wieder da!“ „Wenn Du mir 'nen Gefallen thun willst“, fügte er freudig hinzu, „so besorge etwas Gutes zu trinken für gleich. Mensch! Freund! Es wird doch was mit diesem Buch!“

Bevor Otto antworten konnte, war Schäfer schon zur Thür hinaus. Ganz vorsichtig ging er die Treppe hinauf, als hätte er rohe Eier in der Hand, die bei dem geringsten Stolpern zerbrechen könnten. Er stand einen Augenblick still und vergegenwärtigte sich nochmals den Vorgang. Ja, er war ihm noch gerade so gegenwärtig wie vorhin. Er öffnete hastig die Thür. Ein leiser Schrei. Er hatte sich, in Gedanken versunken, in der Etage geirrt. Er meinte, er wäre schon im zweiten Stock, und war erst im ersten.

Einen Augenblick starnte er geistesabwesend auf Magda, die vor dem Spiegel stand, dann verbeugte er sich, immer noch völlig geistesabwesend, leicht, halb verlegen, murmelte: „Entschuldigen Sie!“ und stieg schleunigst eine Treppe höher. Sein Auge hatte wohl die Scene in Magdas Schlafzimmer aufgenommen, „aber seine Phantasie noch nicht, da sie zu sehr angefüllt war mit der Romanscene.“

Auf seinem Zimmer machte er hastig Licht, griff hastig nach Papier und fing hastig an zu schreiben. Sehr hastig, denn er fühlte, wenn auch nur halb bewusst, daß seine Augen seiner Phantasie eine andre Scene vermitteln wollten, die ihn eben nur stören würde. Er schrieb außerordentlich schnell, denn er brauchte nur nachzuschreiben, was er in sich sah. Es wurde ihm ganz heiß dabei, und um so heißer, da er deutlich empfand, wie seine Phantasie nicht mehr lange gehorchen würde, wie das Bild, das seine Augen eben gehabt, immer mehr in ihn einbrang und sofort den durch sein Niederschreiben gleichsam frei gewordenen Platz in seiner Phantasie mit

Magdas Bild anfüllte, das er noch nicht brauchen konnte, noch nicht. In wütender Eile, wie ein Verfolgter läuft, glitt seine Hand über das Papier. Dann atmete er auf. Es war geraten. Da stand es fest und sicher auf dem Papier, was er brauchte.

Er erhob sich, eine Zigarette zu holen. In demselben Augenblick hatte aber auch schon das, was er eben erblickt, als er einen Stuhl tiefer die falsche Thür geöffnet, seine Phantasie überflutet. An die Stelle der Romanzene trat jetzt dies Bild. Wie zum greifen deutlich war es!

Magda stand in dem ärmellosen, weit ausgeschnittenen Nachtgewand, leise singend, mit erhobenen Händen, die das dunkle Haar aufsteckten, vor dem großen Stehspiegel, an dessen beiden Seiten je ein silberner Leuchter angebracht war mit je fünf Wachskerzen, die ihr weiches Licht über die junge Frau breiteten, die wie erstarrt in ihrer Pose stehen blieb, als sich die Thür öffnete. Ihr Singen brach jääh ab. Nun sah er auch, wie unter dem weichen Licht der Kerzen erst langsam, dann schneller ein zartes Rot die zarte Haut durchrieselte.

In dem Augenblick hatte er seine Entschuldigung gestammelt und die Thür wieder geschlossen.

Aber während er an ganz andres dachte, hatten die Augen so genau wie ein photographischer Apparat dies Bild aufgenommen; und jetzt, wo seine Phantasie sich mit diesem Bild zu beschäftigen begann, entwickelte es sich immer deutlicher in allen Einzelheiten, wie die Platte in der Dunkelkammer.

Wie eine antike Karpatide stand sie vor ihm, die die Last ihrer Haare trägt. Welch weiche Nackenlinie! Wie schön der Hals aus den zarten und doch festen Schultern wuchs! Wie fein die Arme! Mädchenarme!

Er konnte dies Bild seiner Phantasie ganz mit Ruhe betrachten, so unverwundlich war es.

Er fuhr zusammen und lauschte. Kam da nicht jemand die Treppe hinauf? Himmel, sie wird doch nicht?! dachte er mehr freudig als erschrocken.

Schäfers Kopf! titulierte er sich dann. An den knarrenden Stiefeln hätte er gleich merken können, daß es Otto war, der nach ihm sah, weil er so lange ausblieb. . .

Als die beiden in den ersten Stock kamen, wollte Schäfer leise an Magdas Zimmer vorbeischieben. Aber Otto hielt an und klopfte an die Thür. Da keine Antwort erfolgte, versuchte er, sie zu öffnen. Sie war verschlossen. „Die schläft wahrhaftig schon“, knurrte er. „Da mußt Du schon mit mir allein vorlieb nehmen.“

„Aber ich bitte Dich!“ stammelte Schäfer ziemlich sinnlos, da wieder die Karpatide zum greifen deutlich vor ihm stand.

Auch als die beiden bei der Flasche reifen, öligen Markobrunners saßen, sah Schäfer Magda mit erhobenen Armen, umflossen von weichem Licht, vor sich.

Zunächst freute er sich auch jetzt an diesem Bild wie an einem Kunstwerk. Daran, daß dies Kunstwerk lebte, erinnerte ihn nur eine leise Rührung, die er bei in Marmor gehauenen Karpatiden nie empfinden. Diese Rührung aber hatte darin ihren Grund, daß es ihm leid that, daß so eine Gestalt hier in so einem Nest in der Hand eines solchen Mannes, so eines Barbaren, vergehen mußte, ohne gewürdigt zu werden.

Als aber erst der Markobrunner reichlicher getrunken, den Weg in sein Blut gefunden, dieser Strom schneller und heißer durch seinen Körper flutete, wurde das anders. Er hätte hineinbeihen mögen in die Schultern, mit allen Fingern zugreifen! Er wurde ganz bleich vor Erregung und biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten.

„Hör mal, siehst ja aus, als wolltest Du einen umbringen!“ rief Otto.

Schäfer nahm sich zusammen und redete darauf los, als könne er sein Begehren totreden.

Er begann hastig zu trinken, immer hastiger. Das half. Nach anderthalb Stunden sählte er sich stumpf und dumpf. Dann taumelten sie beide auf schweren Füßen in ihr Zimmer und fielen beide in einen bleiernen Schlaf.

Am andern Morgen wachte Schäfer früher auf als gewöhnlich. Schon eine ganze Weile hatte er in unerquicklichem Halbschlaf gelegen. Der schwere Wein und die erhitzte Phantasie kämpften mit einander. Der schwere Wein wollte, daß noch geruht und weiter geschlafen würde. Die Phantasie begehrte, daß Schäfer wach würde. Sie siegte schließlich und mit dem Augenblick des Erwachens stand auch Magda wieder mit erhobenen Armen vor Schäfer.

Aber sein Kopf war so schwer, daß er keine Freude daran hatte, sondern sich geradezu ärgerte über diese „Affaire“.

Plötzlich ergriff ihn die Neugier, wie wird sie sich jetzt benehmen? Und schnell kleidete er sich an.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Ueberblick.

Von Curt Grottewig.

Es giebt in der Wissenschaft Strömungen, die Moden vergleichbar sind. Sie kommen plötzlich, und so lange sie anhalten, steht jedermann in ihrem Banne und betrachtet alles unter ihrem Gesichtswinkel. Unter dem Einflusse Pasteurs, Ferdinand Cohns und Robert Kochs hatte die Wissenschaft sich gewöhnt, fast alles, was auf der Erde geschieht, der Wirkung von Mikroben zuzuschreiben. Ueberall sah man Mikroben und überall beschäftigte man sich mit Mikroben. Nun ist es ja sicher, daß dieselben eine Bedeutung haben, von der frühere Naturforscher nicht die geringste Ahnung hatten. Aber gerade in solchen Fällen, wo sich gewissermaßen eine neue Welt erschließt, ist jeder nur zu leicht geneigt, diese für die einzig mögliche Welt zu halten. Dadurch entstehen Ueberreibungen und eine öde Einseitigkeit. Die Allherrschaft der Mikroben war zudem derjenigen geistigen Richtung günstig, die es sich angelegen sein ließ, alle Vorgänge auf der Erde als unerklärbare Lebensprozesse aufzufassen. Gegenüber Justus von Liebig's Meinung, daß Vorgänge, wie die alkoholische Gärung auf chemischen Prozessen beruhen müßten, konnte man jetzt auf die Kleinwesen hindenten, deren unerforschbarer Lebensgang die Gärung wie viele andre räthselhaften Erscheinungen hervorbringe. Sturzum die vitalistische Biologie siegte über die Chemie.

Jetzt beginnt sich plötzlich die Sachlage zu ändern. Seitdem E. Buchner aus den Hefewesen einen chemischen Stoff isoliert hat, der für sich allein alkoholische Gärung erzeugt, ist die Meinung über die Bedeutung der Mikroben sehr gesunken. Wie hier so mag auch in vielen andern Fällen nicht das geheimnißvoll belebte Protoplasma der Erreger eigenartiger Stoffbildungsprozesse sein, sondern vielmehr eine tote, chemischer Forderung zugängliche Substanz. Dieser geradezu epochemachenden Entdeckung kommt eine gewisse Reizung der heutigen Chemie entgegen. Es sind in der letzten Zeit eine Menge von Substanzen aufgefunden worden, welche die Eigenschaften haben, andre Körper zu verändern, ohne daß sie selbst im geringsten verändert werden. Diese Substanzen, von denen auch früher schon einige bekannt waren, nannte man damals Fermente, jetzt werden sie meist Enzyme genannt. Sie haben die merkwürdige Eigentümlichkeit, in den kleinsten Quantitäten beliebig große Mengen anderer Körper zu zersetzen. Entschieden ist die Hoffnung berechtigt, daß die Chemie über das Wesen der Enzyme, mit denen sie sich jetzt so eifrig beschäftigt, über kurz oder lang ins Klare kommen wird, während es nicht anzunehmen ist, daß der Biologie die Lösung des Lebensräthels an den Mikroben so bald gelingen wäre. Jetzt freilich ist das Enzym, das Traubenzucker in Wein und Kohlenensäure zerspalte, ein ebenso räthselhaftes Ding, wie der Hefebacillus, der dasselbe thut. Man hält die Enzyme für eivertartige Stoffe, aber das will nicht viel besagen, denn ähnlich wie die Latexen alles für ein Centrum ansehen, was sie nicht definieren können, so die Chemiker gegenwärtig alles für einen Eiweißstoff, was sie nicht analysieren können. In seinem Werke „die Fermente und ihre Wirkungen“ (Leipzig 1900) behandelt Karl Oppenheimer diesen interessanten Stoff von vielfach neuen Gesichtspunkten. Wahrscheinlich sind die Enzyme chemisch noch weit komplizierter zusammengesetzt als die Eiweißstoffe, einige von ihnen, wie Pepsin und Invertase scheinen überhaupt mit jenen nichts zu thun zu haben. Jedenfalls entstammen aber alle Enzyme lebenden Zellen, manche sind so fest mit den letzteren verbunden, daß eine Isolierung bis jetzt nicht gelingen ist, sondern eine Tötung der organischen Substanz auch eine Vernichtung der fermentierenden Wirkung zur Folge hatte. Viele andre Fermente haben sich indes von dem Protoplasma der Zellen lösen lassen, andre wiederum werden von selbst von den Zellen ausgeschieden. Die Enzyme sind für den Lebensprozeß der Tiere wie der Pflanze von größter Bedeutung. Ihnen fällt die Aufgabe zu, die aufgenommene Nahrung zu zersetzen und sie dadurch in solche Stoffe überzuführen, welche das Protoplasma direkt verwenden kann. Die Enzyme sind außerordentlich verbreitet. Wie aus einer Zusammenstellung Th. Bokorny's in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ (1900 Nr. 27) „Die Enzyme des Pflanzenreichs“ hervorgeht, giebt es kein Gewächs, in dem nicht irgend ein Enzym enthalten wäre. In vielen Pflanzen giebt es deren mehrere, und es giebt sehr verschiedenartige, da viele Gewächse ein ganz spezifisches Enzym haben. Und ohne Zweifel liegt hier die Forderung noch in den Anfängen. Wie fast jede Pflanzengattung oder gar Pflanzenart ihren spezifischen Mikro-Organismus hat, so hat sie vielleicht auch ein ihr eigentümliches Enzym. Bokorny zählt noch der Wirkung, die ausgeübt werden soll, acht Gruppen von Enzymen auf. Es

sind dies die einwirkenden und fettspaltenden Enzyme, die Labenzyme, ferner die Cellulose- und Glycosid-Enzyme, welche die Stoffe spalten, nach denen sie benannt sind, die Zymase, welche die Alkoholgärung des Zuckers hervorruft, schließlich die Invertasen, welche höhere Zuckerverbindungen in einfachere zerlegen und die Diastasen, welche Stärke in lösliche Kohlenhydrate (z. B. Dextrin oder Zucker) verwandeln. Oppenheimer dagegen gewinn eine Zweiteilung der Enzyme, indem er ihre Wirkung auf ihre einfachsten chemischen Leistungen zurückführt. Zu der einen Gruppe lassen sich alle die vereinigen, welche bei der Spaltung von Substanzen diese zur Aufnahme von Wasser in ihren Molekülverband nötigen und in der anderen Gruppe sind die Enzyme unterzubringen, auf deren Einwirkung hin die Moleküle der Substanzen zertrümmert und dabei zur Aufnahme von Sauerstoff gezwungen werden. Die chemische Tätigkeit der Enzyme ist demnach eine ziemlich einseitige und gleichmäßige. Das Wunderbare ist nur: wie ist es möglich, daß der arbeitende Körper selbst, eben das Enzym, ungeheure Mengen einer Substanz umwandeln kann, ohne selbst verbraucht zu werden? Um diese chemisch unerklärlichen Tatsachen sich einigermaßen verständlich zu machen, muß man die Anschauungen der modernen Energetiker zu Rate ziehen, welche alle chemischen und physikalischen Vorgänge von einem einheitlichen Gesichtspunkte ansehen. Nach ihnen beruhen nicht nur alle physikalischen Erscheinungen, Wärme, Licht, Elektrizität usw., sondern auch alle chemischen Prozesse, ja schließlich alle Erscheinungen in der Welt auf der Wirkung von mechanischen Kräften, von Energien. Alles ist im letzten Grunde eine Frage der Bewegung und des Gleichgewichts. Wenn zwei Substanzen beim gegenseitigen Berühren eine neue Verbindung ergeben, so geschieht dies darum, weil die Energien in beiden verschieden sind. Die Atome oder Ionen der beiden Substanzen bringen bei der gegenseitigen Berührung der letzteren durch die Festigkeit ihrer Schwingungen den beiderseitigen molekularen Bau außer Gleichgewicht. Die beiden Substanzen zerfallen also, es entsteht eine neue Gleichgewichtslage der Verbindung und eben diese stellt sich uns dann als neue chemische Verbindung dar. In ähnlicher Weise müssen wir uns auch die Wirkung der Enzyme denken. Kommt ein solches mit einer bestimmten Substanz in Kontakt, so geben die in dem Enzym enthaltenen Energien den Atomschwingungen der Substanz einen Stoß. Dadurch wird in dieser das Gleichgewicht des Atomsystems zerstört. Das Molekül stürzt ein und schafft sich dabei eine neue Gleichgewichtslage, in der es als eine neue Substanz erscheint. Die Energie in dem Enzym löst also gewisse Kräfte in der Substanz aus, und da Energien sich wieder in der Masse noch im Gewicht eines Körpers bemerkbar machen, so ist es auch klar, daß Enzyme trotz ihrer chemischen Leistungen selbst keinen Abbruch erfahren, sie selbst bleiben vollständig unverändert. Wenn ein Enzym nur auf eine ganz bestimmte Substanz wirken kann, so wird auch diese Erscheinung der räumlichen Form beider Körper zugeschrieben. Enzym und Substanz passen wie Schlüssel und Schloß ineinander, das erstere kann daher auf die letztere einwirken, während es auf eine ganz ähnliche Substanz, bei der aber die gleichen Atome anders angeordnet sind, keine Wirkung ausüben kann.

Während so die Energie als die Weltkraft hingestellt wird, von der alle chemischen und physikalischen Vorgänge nur spezielle Formen sind, geht doch das Bestreben der modernen Physiker andererseits dahin, durch Verkörperung von Kräften diese ihrem Verständnis nahe zu führen. In Wirklichkeit beruhen aber beide Richtungen auf derselben Anschauung. Denn im letzten Grunde scheint alles, was auf der Welt steht, vorgeht, sich bewegt, Kraft in den verschiedensten Formen zu sein. Die Materie ist nur die Form, in der unsere Sinne Kräfte zur Erscheinung kommen. Nun sind aber unsere Sinne so einseitig, daß sie eben nur bestimmte Kräfte als Materie wahrnehmen. Es gibt aber außerdem viele Kräfte, die unsere Sinne nicht als Materie auffassen können. Trotzdem wissen wir, daß auch sie sich in vielen Fällen so verhalten, als ob sie materiell wären, ja wir können annehmen, daß einige sogar Materie sind. Große Ergebnisse hat diese Annahme besonders bei der sogenannten Joulelehre gebracht. Nach dieser Auffassung besteht ein Körper aus sehr kleinen positiv und negativ geladenen Teilchen, den Ionen. Ein Ion ist nicht nur der Ausdruck der materiellen Kräfte eines Körpers, sondern auch das Substrat der Elektrizität. Die Elektrizität ist in ihm körperlich geworden, aber sie ist doch kein Körper, sie hat keine Masse, kein Gewicht. Und das ist eben der Unterschied zwischen allen materiell fassbaren und der immateriellen Kräften. Alle Materie ist der Schwerkraft unterworfen, jener geheimnisvollen Weltkraft, über deren Ursprung noch nicht das geringste bekannt ist. Elektrizität, Luft, Wärme haben sich einigermaßen durchschauen und experimentell handhaben lassen. Die Schwerkraft wirkt überall, sie ist nirgends aufzuheben, nirgends zu modifizieren. Bergschnee hat sich vor kurzem erst John H. Poynting bemerkt („Nature“ 1900 p. 408), die Abhängigkeit der Schwerkraft von irgend einer anderen Kraft zu erforschen. Elektrizität, Licht können durch eine Hülle abgegeschlossen werden, sie hängen von dem Medium ab, in dem sie wirken. Die Schwerkraft kann durch keine Scheidewand abgepaart, durch kein Medium gefesselt werden. Sie wirkt überall gleich, und darum bietet sie der Fortschritt keinen Angriffspunkt. Sie steht ganz isoliert, sie hat zu nichts eine Beziehung, trotzdem gehört ihr das ganze Weltall. —

sz. Freie Volksbühne. Nun hat auch der Verein mit den schönen Theaterstücken, Konzerten und Programmbränden das zehnjährige Bestehen von sich und dadurch mittelbar auch von der ganzen Freien Volksbühnen-Bewegung gefeiert. Die geschlossene Gesellschaft, die am 17. d. M. den mächtigen Friedrichshainer Saal füllte, bekam wieder interessante Früchte von dem Bestreben jenes Vereins nach vornehm künstlerischen Darbietungen zu genießen. Wir haben uns über dieses Bestreben bereits mehrmals mit all der Anerkennung und all der Einschränkung ausgesprochen, die ihm unseres Erachtens zu gebühren scheinen. Auch diesmal gab es so gut wie lauter feine ausgewählte Kunstleistungen im einzelnen und hinwieder im ganzen die Einheit, die nun einmal in diesem Kreise üblich zu sein scheint. Sie ging auch inhaltlich so weit, daß es schließlich Standpunktfrage sein mag, ob man darin eine festgestimmte Vorurteilslosigkeit oder eine kleine Gesamtschuldlosigkeit sehen will. Dasselbe Programm, das E. Fischers Gedicht enthielt: „Wir haben keinen lieben Vater im Himmel“, enthielt auch Orgelvorträge und Berthovens Vertonung von Gellerts Hymne: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“. Und die auf dem Programm vertretenen Komponisten umspannten die fast zwei Jahrhunderte von Händel bis auf die „heutigsten“ Tonbildner. Ob ein solcher Reichtum ohne eine wenigstens oberflächliche Orientierung des Hörers seine eigentliche Wirkung ausüben kann; ob ferner einigermaßen befriedigende Antworten kämen, wenn man die meisten Besucher eines solchen Abends fragte, was sie sich unter einem „Andante religioso“ vorstellen, und welches Bild sie sich etwa von der Eigenart Schumanns machen konnten; darüber sei das Urtheil lieber unterlassen.

Um so interessanter war noch eine andre Seite jener Einheit. Herr Paul Pauli trug einen Prolog von Ernst Preckang vor. In diesem kommen u. a. auch „Glockentürme“ vor, die „in der Laude läreien“. Doch wir wollen nicht (um beim Wilde zu bleiben) auf den schreienden Glockentürmen auch noch „herumreiten“. Später trug Louise Dumont mehrere Gedichte vor. Hatten wir in Herrn Pauli einen vorzüglich durchgebildeten Sprechkünstler gelernt, dessen Vortragsweise mehr nach der älteren Seite des gewaltigen Pathos liegt, so machte uns Fel. Dumont mit der modernen „naturalistischen“, oft vielleicht absichtlich eintönigen Sprechart bekannt. Ob ein Vergleich beider Leistungen gerade zu Gunsten des Modernen ausfällt, mag eine Sache für sich sein; lehrreich wirken konnte der Gegenfall immerhin, und wenn jede der beiden Leistungen in ihrer Art etwas übertrieben vorkam, der möchte sich wohl nach etwas sehnen, das über beiden Eigenarten stände. — Abwärts von solchen Eigenarten glänzten in schlichter künstlerischer Kraft die Viedervorträge von Veit Schot, die Violinvorträge von Margarete Dąginskij und die Klavierbegleitungen von Woldemar Saks. Gerade diese hätten es verdient, daß das Publikum sie mit vollständiger Aufmerksamkeit angehört hätte, statt in sie, es ein Lied beendend, ebenso mit der Beifallspende hineinzufließen, wie es auch in den gesellschaftlich rangobersten Konzerten zu geschehen pflegt. —

— Zeitungskritik. Unter diesem Titel bespricht Karl Abel in der Wochenzeitung „Die Nation“ die sohrige, schlotternde Art und Weise, in der fremdsprachliche politische Telegramme von deutschen Zeitungen, ja selbst von offiziellen Telegraphenbüros übertragen werden. Von den angeführten Beispielen mögen folgende hier Platz finden: Als Graf Waldsee in Shanghai eintritt, brach ein neben einem deutschen Korrespondenten stehender englischer Zuschauer in die erlauteten Worte aus: Straight as a ruler! Wie der Korrespondent männiglich belehrt, heißt das in unser geliebtes Deutsch übertragen „Aufrecht wie ein Herrscher!“ In Wirklichkeit heißt es leider nur „Grad wie ein Lineal!“ Das englische ruder vereint die scheinbar heterogenen und dennoch etymologisch einander naheliegenden Bedeutungen von Herrscher und Lineal, enthält aber in der angeführten irrisch-wörtlichen Phrase nur die letztere. Dem Engländer war die Haltung der preussischen Generalsbrust plus Hals und Helm aufgefallen, die allerdings von der üblichen lässigeren Attitüde britischer Offiziere nicht wenig abgestochen haben mag. Einen Herrscher, wie der Korrespondent sich schmückte, hat er im Feldmarschall nicht anerkannt. . . .

Wie erinnerlich sein wird, haben wir im Boerenkriege nur allzuviel von den „Hügeln“ gehört, auf denen so heftige Kämpfe stattgefunden haben. Diese merkwürdigen Hügel wurden stundenlang erstiegen und gaben, wenn der Angriff mißlang, zu langwieriger Mächtigem Anlaß. Was an der gewaltigen Hemmung, die sie bei aller ihrer Hügelhaftigkeit den Truppen in den Weg legten, rätselhaft schien, löst sich auf lerntätigem Wege leicht. A hill bedeutet freilich meistens eine geringe Erhebung, obgleich es auch beträchtlicheres bezeichnen kann; die hills dagegen heißt schledthin „das Gebirg“ und wird ebensowohl vom Himalaya wie vom Thüringer Wald oder Geringerem gesagt. Im vorliegenden Fall hoben sich die hills nicht selten über 1000 Fuß von der Ebene, sprangen oft genug mit jähem Gang in die Höhe und entsprachen demnach allem andern eher, als der lieblichen Mähtigung unfres idyllischen deutschen Hügels. Der Plural ist eben manchmal etwas anders als eine bloße Verdoppelung des Singulars, so im Wörterbuch wie im Leben, und die englischen Angriffe waren keineswegs an bloßen „Hügeln“ gescheitert, wie der bestrengte deutsche Kritiker mißunter wählte. . . .

„Deutsche und Russen haben den chinesischen Kreuzer „Sajang“ mit einer Anzahl provinzieller Offiziere an Bord, die Ausrottungs-befehle in der Tasche hatten, gefangen genommen“ — meldete im Juni ein andres Telegramm aus London. Was es meinte, waren nicht „provinzielle Offiziere“, sondern Provinzialbeamte. Das englische Offizier kann ununterschiedlich für Offizier, Polizist und Beamter verwendet werden und es hängt vom Zusammenhang ab, was man herausfährt. Hier muß es sich auf höhere Provinzialbeamte beziehen, welche die Truppen unter sich haben und ihre Instruktionen vom Vizekönig, von den belingten Zentralbehörden oder vom Thron empfangen. Militäroffiziere haben mit Ausnahme einiger weniger leitender Generale in China keine Bedeutung, erhalten keine Befehle von oben und werden nicht einmal als Standespersonen angesehen. Wäre einigen von ihnen ein Nordbefehl zugegangen anstatt den allmächtigen Provinzialbehörden, so würde eine lokale oder persönliche Rache, keine Maßnahme der allgemeinen Regierungspolitik vorgelegen haben. Ein beträchtlicher Unterschied.

Ein scherzhaftes Mißverständnis liegt in der Uebersetzung der in den englischen Militärdespatches ständig vorkommenden Phrase all is well durch „alles ist wohl“ anstatt durch „alles steht gut“. Die drei bedeutungsvollen Worte sind die Lösung, mit der englische Patrouillen sich vorschriftsmäßig anrufen, und entsprechen etwa dem deutschen „nichts vorgefallen“. Von diesem Gebrauch sind sie in die Dienst-rapporte übergegangen. Sie beziehen sich auf den Stand der Campagne, nicht auf das persönliche Befinden der Mannschaften, wie die übliche Verdeutschung glauben machen könnte. . . .

Theater.

Centraltheater. Es lebe die Posse, wenn sie uns giebt, was Unterhaltung ist, — wenn sie dort ist, wo sie sein soll, — und wenn sie nicht aus Kalauern, aus Dekorationen, aus Kostümen besteht. Es lebe der „Brautvater“ von Adolf Rosé mit Musik von Heinrich Platzbender, wenn er nicht dem literarisch und künstlerisch mitzählenden musikalischen Lustspiel Platz weg nimmt. Das scheint er im Centraltheater zu thun, sofern wir auf dieses als eine der hoffnungsvollsten Operettenbühnen Norddeutschlands noch immer vertrauen wollen. Das Personal dieses Theaters ist auf die Operette eingepaukt und könnte es noch weit vollkommener werden. Doch die Aufgaben einer bloßen Gesangsspeise können es gewaltig und gewaltig herunterbringen. Die „verwechelte Professor-Geschichte“ ist lustig und geschickt gemacht und auf einigermaßen begreifliche menschliche Irrungen aufgebaut. Vielleicht würde sie noch reiner unterhaltlich sein, wäre sie nicht hier und da von einer Musik unterbrochen, die „notorisch“ ist, notorisch zumal von den Klavierbegleitungen zu Volkslieder-Stückchen her — sozusagen Brett-Musik. Die Einleitung zum zweiten Akt würde jeder wienerischen „Pabstischen“ Ehre machen. Das erste Duett in diesem Akt ist mehr, ist ein nicht über musikalischer Dialog; das zweite Duett im selben Akt fällt eine Stufe tiefer in die bekannte Sentimentalität der Singpielhalle; ein paar Duette im dritten Akt erreichen nicht mehr, was im zweiten erreicht war.

Die Sänger sangen meistens nicht übel und die Sängerinnen meistens übel — etwa Luise Albes ausgenommen. Herr Rudolf Ander als der Professor mit der Entdeckung von der Viereckigkeit der Erde hat wieder übertrieben, hat aber doch eine mannigfaltigere Komik dargeboten als sonst. Herr Emil Sondernann besitzt hier eine Rolle, die ihm noch mehr passen würde, wäre die Figur des Globenfabrikanten zu dem Typus des verbohrteten Kunstsegen durchgearbeitet, in welchem Sondermann vielleicht einzig ist. Allein auch so kam seine vollendete Herrschaft über seine Muskeln wieder genug trefflich zur Geltung, daß von diesem Schauspieler jeder Anfänger viel lernen könnte, der noch nicht weiß, wohin er mit den Händen soll. —

Aber es giebt keine guten neuen Operetten mehr, wird man uns sagen. Das ist allerdings eins der sichersten Mittel, um keine aufkommen zu lassen. Oder vielleicht ist das Publikum im Central-Theater mit seiner Unruhe und seinem brutalen Lachen über jede Kalauer noch nicht zur Kunst erzogen, vielleicht auch verzogen. Der heruntergeschmatterte Possendialog erzieht es freilich nicht. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Welche Anforderungen stellen die verschiedenen Obstbaumarten an den Boden? Der „Praktische Begehrer“ schreibt hierüber: Der Apfelbaum verlangt fruchtbaren, mäßig feuchten, blüthigen Boden, verträgt kein Grundwasser und gedeiht nicht auf Sandboden, es sei denn, daß er Lehmunterlage hat. Der Birnbaum nimmt mit leichterem Boden südlieb, wenn er tiefgründig ist und die nötige Fruchtigkeit besitzt. Der Zwetschgenbaum gedeiht in kalkhaltigem Boden am besten, auch in reinem Sandboden, wenn er nur den genügenden Kalkgehalt hat. Der Pflaumenbaum ist sehr anspruchslos, gedeiht auf guten wie geringeren, feuchten wie trodenen Bodenarten, liebt aber lockeren tiefgründigen Boden. Die Süßkirche verlangt einen freien Standort und mehr trodenen Boden. Entwickelt sie sich auf kräftigem Boden zwar am besten, so gedeiht sie doch auch sehr gut auf Sandboden. Die Sauerkirche hat fruchtbaren tiefgründigen Boden gern, gedeiht aber auch auf Sandboden, wenn er kalkhaltig und nicht zu

mager ist. Alles Steinobst überhaupt kommt zur vollkommensten Entwicklung in Bodenarten mit genügendem Kalkgehalt, wo letzterer fehlt, erzieht man ihn durch Düngung. Hiernach findet jeder leicht heraus, welche Obstsorten er für seine Bodenarten zu wählen hat. Bei der Wahl der Obstbäume verfähre man nach der Regel, daß sich in der Nähe großer Städte die Frühsorten am meisten lohnen, für den Massenbau eignen sich jedoch die Wintersorten (Dauerforten) am besten. —

Humoristisches.

— **Tausch-Prozess.** Sonntagsjäger: „Verfluchte Kurzsichtigkeit, jetzt hab' ich a Kuh erschossen; na, ich tauſch' mir's halt beim Wildpretthändler um!“ —

— **Gemütlich.** Fremder (der die Rechnung empfangen hat): 19 Mark 50 Pfennig mach't's. Hier, geben Sie mir 50 Pfennige heraus!

Wirt: Habe aber keinen Pfennig kleines Geld — — na, zeigen Sie mal die Rechnung her, vielleicht kann ich auch 20 Mark herausrechnen. —

— **Modern.** Eine vornehme Dame bestellt in einem Kinderkonfektionshause eine Auswahlendung elegantester Kinderkleider neuester Pariser Modelle in ihr Haus. Als nach einigen Tagen die erwartete Bestellung ausbleibt und Rücksendung nicht erfolgt, fragt man telephonisch an. In Abwesenheit der Mutter erscheint die 12jährige Hildegard und antwortet sehr schlagfertig: „O danke, Sie können die Sachen abholen lassen, — wir sind schon photo-graphiert!“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Der Schriftsteller Ernst Edstein ist vorgestern in Dresden gestorben. Er hat ein Alter von 55 Jahren erreicht. Seine Schulhumoreske „Besuch im Starzer“ hat Abertausende von Lesern erfreut. —

— Eine Ausgabe sämtlicher Werke von Detlev von Silkenkron wird von Schuster u. Loeffler in Berlin veranstaltet. —

— Mag Halbes neues Drama „Um die Scholle“ wird Mitte Januar im Lessing-Theater aufgeführt werden. —

— Die SeceSSIONsbühne soll vom Beginn der nächsten Saison ab in das Neue Theater überstiedeln. Ruscha Buge, die gegenwärtige Directrice des Neuen Theaters, wird künstlerisch und geschäftlich an dem neuen Unternehmen beteiligt bleiben. —

— „Ah'n! sein Geiſt“ ist die nächste Novität, die die Tegernseer im Vellealliance-Theater spielen werden. —

— „Die armen Mädchen“, ein Zeitbild von Victor Léon und Paul v. Schönthan, sowie „Der müde Löwe“, Schwank in 3 Akten von Paul Bliz und Jof. Wittkowski und derselben Autoren Lustspiel „Die Männerfrage“ wurden für das Thalia-Theater in Hamburg zur Aufführung angenommen. —

— Friß Lienhardts Theaterstücke „Der Fremde“ und „Münchhausen“ hatten bei der Erstaufführung im Dresdener Schauspielhaus einen unstrittenen Erfolg. —

— Frank Bedekind hat eine neue Komödie „Der Marquis von Keith“ geschrieben. —

— Im Wiener Burgtheater wird Ende November die „Dressie“, in Scene gehen. —

— Der Züricher Stadtrat hat dem dortigen Stadt-Theater, das sich gegenwärtig in einer sehr prekären Lage befindet, einen einmaligen Extrazuschuß von 50 000 Fr. und eine jährliche Subvention von 20 000 Fr. gewährt. —

— Ein dreiaktiges Musikspiel „Der Hoffschauspieler“, Text von Oskar Frons, Musik von Josef Strisko, ist vom Theater an der Wien erworben worden. —

— Die Hauptprobe zu dem großen Orchesterkonzert des Wagnervereins findet am 2. Dezember, mittags 12 Uhr, in der „Philharmonie“ statt. —

— Hans Pfitzners Oper „Der arme Heinrich“ wird anfangs Dezember im Opernhause zum erstenmal in Scene gehen. —

— August Bungerts Musikdrama „Kausilaa“ wird im Dezember im Dresdener Hoftheater zum erstenmal in Scene gehen. —

— Der Wagnerorkämpfer Musikdirektor Forges ist am Sonntagabend in München im Alter von nahezu 63 Jahren gestorben. —

— Die beiden letzten Walzer von Johann Strauß, Abschieds-Walzer (F-dur) und Fichler-Walzer (A-dur) sind soeben im Musikverlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienen. —

— Hans Thoma und Konstantin Meunier sind zu Ehrenmitgliedern der Berliner SeceSSION vorgeschlagen worden. Weiter ist beantragt, sieben hervorragende Künstler zu außerordentlichen und elf zu ordentlichen Mitgliedern zu wählen. —

— Die zweite große Aquarell-Ausstellung in Düsseldorf wird am 25. November eröffnet. —